Catherine Blake

Berührungen

ROMAN

»Der erotische Roman«
Band 239

© 2019
Edition Combes
im Verlag Frank de la Porte
Inh. Heidemarie de la Porte
Frankenstraße 17
D-96328 Küps
Tel. 0 92 64 - 97 66
Fax 0 92 64 - 97 76
www.edition-combes.de

Titelfoto: © ASP Inc. – stock.adobe.com

ISBN 978-3-95821-052-3

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten. Zuwiderhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Prolog

Mein Name ist Catherine Blake. Ich bin Psychiaterin und habe meine Praxis in New York. Mein Spezialgebiet ist die Sexualpsychologie, und ich beschäftige mich überwiegend mit Patienten, die darüber klagen, dass etwas mit ihrer Sexualität nicht stimmt. Sie befürchten in den meisten Fällen, dass ihr sexuelles Verhalten von der Norm abweicht und sie deswegen unter abnormen Neigungen leiden. Diese Furcht verursacht in ihnen einen seelischen Konflikt, der sie dann zu mir führt.

Ich kann mit Stolz behaupten, dass es mir bisher gelungen ist, alle meine Patienten wieder ins Gleichgewicht zu bringen beziehungsweise ihr Gleichgewicht wiederherzustellen. Aus gutem Grund spreche ich nicht von Heilung, denn was sie bedrückt, ist keine Krankheit, die es zu heilen gilt, sondern ein seelischer Konflikt, der beseitigt werden muss. Das geschieht in den meisten Fällen dadurch, dass ich meine Patienten zunächst erzählen lasse, was sie bedrückt und wie es dazu gekommen ist. Allein die Tatsache, dass sie das alles aussprechen, hilft ihnen dabei, sich von ihren Ängsten zu befreien. Dieses Aussprechen, also das Formulieren und Kommunizieren, ist nicht so einfach, wie der Laie sich das vorstellt. Es erfordert von den Patienten allergrößtes Vertrauen, das sich durch eine totale Offenheit manifestiert. Ein oberflächliches Sich-Outen bringt überhaupt

nichts. Der Patient muss vielmehr bereit sein, jegliche Tabus preiszugeben, mögen sie ihm auch noch so peinlich sein. Und er muss bereit sein, offen und ehrlich auf meine Fragen zu antworten.

Meine Patienten kommen aus verschiedenen Berufen, sind sowohl männlich als auch weiblich, altersmäßig gemischt von sechzehn bis sechsundsiebzig und stammen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Entsprechend variiert das Bildungsniveau. Das bestimmt die Art und Weise, wie sie Sachverhalte wiedergeben und kann zu der Erkenntnis führen, dass nicht jeder für jedes Gespräch gleichermaßen zugänglich ist. Das bedeutet, dass ich mich auf jeden individuell einstellen muss.

Die Unterschiede werden deutlich, wenn sie über sexuelle Dinge sprechen. Ich hatte Patienten, die sich wissenschaftlich ausgedrückt haben und berichteten, dass sie beim Kopulieren dieses und jenes Problem haben. Andere sprechen davon, dass sie Schwierigkeiten beim Verkehr haben, die meisten aber benutzen die Wörter, die sie Zeit ihres Lebens gewohnt sind. Sie nennen die Dinge beim Namen und sprechen von Schwanz und Fotze oder beklagen sich, dass sie beim Arschficken einen stechenden Schmerz empfinden. Ich muss mich natürlich auf die verschiedene Wortwahl einstellen. Würde ich es nicht tun, liefe ich Gefahr, dass sich die Patienten gehemmt fühlen, was bekanntlich zur größten Offenheit gerade nicht beitragen kann.

Wenn meine Patienten also Probleme mit ihrer Sexualität haben, muss ich versuchen, tief in ihre Seele zu schauen

und die falsch interpretierten Sachen zurechtzurücken. Um diese Hingabe und das Sich-Öffnen zu erleichtern, verlange ich, dass sie sich völlig entkleiden. Ich möchte sie nackt auf meiner Couch liegen haben, weil ich es für sinnvoll halte, während einer Sitzung, genauer: während sie erzählen, ihren Körper zu beobachten. Schon die kleinsten Regungen und Reaktionen wie zum Beispiel kleine Schweißausbrüche oder Rötungen und vor allem Flush können mir wertvolle Hinweise liefern. Da braucht es nicht unbedingt eine Erektion oder die Abgabe von Sekreten.

Es mag ungewöhnlich klingen, aber ich schlafe hin und wieder mit meinen Patienten oder Patientinnen, wenn ich es für erforderlich halte, um noch tiefer in ihre Seele blicken oder ihnen noch irgendwelche verborgenen Informationen entlocken zu können. Mir macht das sehr viel Spaß, und zum Glück bin ich bisexuell veranlagt, so dass ich die Damen nicht aussparen muss. Ich liebe die Männer genauso wie die Frauen, und das mag einer der Gründe für meine beruflichen Erfolge sein. Ich bin aufgrund meines Interesses für beide Geschlechter mit viel mehr Herzblut bei der Sache als viele meiner Kolleginnen.

In diesem Band berichte ich von einer Frau, die mich schon bei ihrem ersten Telefonat sehr neugierig gemacht hat. Normalerweise rufen die Patienten hier an, schildern ihr Problem in stark verkürzter Form und fragen an, ob ich ihnen helfen kann oder ob sie überhaupt an der richtigen Adresse sind. Und ich sage ihnen dann prompt, ob ich sie behandeln kann oder ob ein Spezialist eines anderen Berei-

ches die bessere Adresse wäre. Hier war es aber so, dass ich so gut wie überhaupt nichts erfuhr, weil mich die gute Frau am Telefon regelrecht abservierte.

»Ich rede darüber nicht am Telefon«, entschuldigte sie ihr Verhalten. Oder sie sagte: »Wenn ich Ihnen das jetzt kurz erkläre, führt das nur zu Fehlschlüssen. Lassen Sie uns in Ruhe darüber reden. Ich will Ihnen ja Ihre Zeit bezahlen.«

Was könnte ich gegen eine solche Einstellung einwenden? Natürlich nichts. Deshalb gab ich sofort nach und machte einen Termin.

Phyllis Dalberg war mehr als pünktlich. Mit dem Schlag meiner Kaminuhr um Punkt zwei Uhr am Nachmittag läutete die Haustürglocke, als hätte sie vor dem Gebäude gewartet. Ich öffnete ihr, und wie sie so vor mir steht, weiß ich nicht, was ich von ihr halten soll. Irgendwie kommt sie mir mit ihrem Wollpulli und den abgewetzten Jeans wie ein Nachzügler aus Hippiezeiten vor. Aber auf den zweiten Blick wird mir klar, dass ich es mit einer ganz natürlichen, bildhübschen Frau zu tun habe, die obendrein sehr gebildet zu sein scheint. Sie lächelt mich erwartungsvoll an und zeigt schneeweiße gepflegte Zähne und ein Dutzend Lachfältchen um die Augen.

»Schön, dass Sie Zeit für mich haben«, flüstert sie mir zu, nachdem ich sie hereingebeten habe. »Sie sind genau so, wie man sie mir beschrieben hat«, sagt sie und ich verstehe sofort, dass sie auf persönliche Empfehlung den Kontakt zu mir aufgenommen hat.

Anstandshalber frage ich, wer mich empfohlen habe, doch sie winkt ab. »Sorry, aber soviel Diskretion muss sein.«

Ich stimme ihr zu und kommentiere ihre Verweigerung nicht. Frauen, die schweigen können, wenn es angebracht ist, genießen meine besondere Wertschätzung. Es gibt nicht allzu viele von ihnen. Ich führe Phyllis in mein Besprechungszimmer und bitte sie, vor meinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Dann beginne ich das obligatorische Gespräch, das ich bei jedem Patienten führe, der neu zu mir kommt.

»Wir müssen kurz über die Spielregeln sprechen«, sage ich betont locker, um keine Distanz zwischen uns aufkommen zu lassen. »Wenn Sie schon mit jemandem gesprochen haben, der das Prozedere hier kennt, dann wissen Sie, dass ich Sie gleich auf die Couch bitte. Sie müssen sich gänzlich ausziehen. Das ist wichtig, weil Sie ein hundertprozentiges Vertrauen zu mir aufbauen müssen. Wenn Sie alle Scham abgelegt haben, kann ich davon ausgehen, dass Sie über jedes Tabu sprechen können und wollen, das Sie belastet. Ich werde mich bemühen, in die Tiefe Ihrer Seele zu schauen, weil ich nur dort die Gründe finden kann, die Sie aus dem Gleichgewicht gebracht haben. Der erste Teil meiner Behandlung wird darin bestehen, dass Sie von sich aus erzählen, was Sie bedrückt. Je offener Sie dabei sind, desto schneller gelangen wir ans Ziel. Von Zeit zu Zeit machen wir eine kleine Pause oder ich unterbreche das Gespräch, damit es für Sie nicht zu anstrengend wird. Dann wollen Sie sich jetzt bitte entkleiden.«

Ich beobachte sie dabei, wie sie aus ihren Jeans steigt und

den Wollpulli über den Kopf zieht. Ihre langen blonden Haare geraten dabei etwas durcheinander. Sie legt sie über ihre rechte Schulter bis auf ihre Brust. Dann zieht sie ihren etwas altmodischen Baumwollslip aus, und da werde ich zum ersten Mal richtig überrascht. Ihre Möse ist rasiert; nur ganz oben ziert ein schmaler Strang Haare ihren Schamhügel. Mir wird sofort klar, dass ihr Äußeres in krassem Widerspruch steht zu der raffinierten Haarpracht auf ihrem Venushügel. Ein Naturkind mit ausgeprägtem Hang zum Frivolen? Ich will mich nicht irren bei meiner ersten Einschätzung und verwerfe sofort den Gedanken. Aber die Sache scheint spannend zu werden.

Phyllis steigt auf die Liege und schließt ihre Schenkel. Ihre kleinen, prallen Brüste fallen kaum zur Seite, die dunklen Warzenhöfe werden von zwei auffällig großen Nippeln dominiert.

»Ich bitte Sie jetzt, Ihre Geschichte von Anfang an zu erzählen. Sie dürfen dabei auch etwas weiter ausholen und über alles berichten, was zum Verständnis beiträgt. Und bitte vergessen Sie nicht: Ich hatte ja keinerlei Vorabinformation. Alles, was Sie erzählen, muss also chronologisch, lückenlos und schlüssig sein. Sind Sie bereit?«

Kapitel 1

Mein Name ist Phyllis, ich bin neununddreißig Jahre alt und wurde in Newark geboren, wo ich auch heute noch wohne. Die Geschichte, die ich erzählen möchte, spiegelt meine jüngste Vergangenheit und handelt in erster Linie von mir und meinem Sohn. Doch ich muss weiter ausholen, denn alles begann vor gut zwanzig Jahren, als ich meinen Mann Keith kennengelernt habe. Meine Eltern waren Landwirte und besaßen am Stadtrand eine Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen. In meiner Jugend bin ich mit Gleichaltrigen aus der Umgebung öfters in der Stadt gewesen, wo wir uns vergnügt haben. Bei Partys, irgendwelchen Veranstaltungen wie Rockfestivals und dergleichen. Ich habe immer einen Schwarm Jungs um mich herum gehabt, aber ich habe nie einen rangelassen, bis ich Keith kennengelernt habe.

Keith hatte die Erscheinung eines Modellathleten und war der Mädchenschwarm schlechthin. Er hätte jede flachlegen können, aber wenn die Mädchen ihn näher kennengelernt haben, haben sie sich reihenweise von ihm distanziert. Der Grund war offensichtlich: Keith entstammte einer puritanischen Familie, war streng gläubig, wenn ich das mal so untertreiben darf, lebte in seiner eigenen Welt zwischen Religion und Moral, und wenn jemand das richtig einschätzte, dann war es mit den Sympathien

ganz schnell vorbei. Jedes der Mädchen in meinem Freundeskreis erkannte das früh genug und suchte das Weite, bevor es zu Intimitäten kam. Nur ich nicht. Ich hängte mich an ihn wie eine Klette, und auch das hatte einen plausiblen Grund: Er fickte mich damals zweimal in der Woche in Ohnmacht, was mich regelrecht abhängig von ihm machte. Dann heirateten wir, unser Sohn Robbie wurde geboren, und unser Sexleben ging weiter wie vor der Geburt. Keith war ein Stier, ein Rammler mit einer unglaublichen Kondition. Und genau diese Ausdauer war es, die mit der Zeit unerträglich wurde.

Obwohl ich so hart von ihm rangenommen wurde und er mir mit seinem Prachtschwanz unzählige Orgasmen verschaffte, war ich zunehmend unzufrieden mit meinem Sexleben. Was mir fehlte, war das ganze Drumherum, was ein Paar so in seinem Schlafzimmer erlebt. Wir sprachen nie über Sex, schon gar nicht über Varianten, verschiedene Stellungen, Spielzeuge und Fetische – einfach über nichts, was das Spiel mit der Lust in einer Zweierbeziehung steigern könnte. Immer nur die Einheitsnummer, aber die mit einer Bärengewalt, dass es mir fast das Becken gesprengt hätte. Ja, ich hatte bei jeder Begegnung mindestens einen Orgasmus, aber wenn man Jahr für Jahr immer auf die gleiche Weise gevögelt wird, entwickelt man irgendwann Wünsche. Im Kopf entstehen verschiedene Szenarien, und weil man weiß, dass der eigene Partner nicht mitspielt, ersetzt man die Akteure durch andere Personen, und schon geht man – rein imaginär – fremd.

Ich spürte, dass das bei mir so war und eine immer größere Rolle spielte. Zum Schluss ging es soweit, dass er mir seinen Schwanz reinrammte und ich in Gedanken mit irgendeinem Filmstar meiner Wahl fickte. Heute kann ich nicht sagen, wohin das noch geführt hätte. Wahrscheinlich zu keinem guten Ende. Da kam, wie aus heiterem Himmel, die Scheidung.

Keith hatte auf seiner Arbeit mit einer Büroangestellten angebändelt. Ich habe keine Vorstellung, was sie für eine Virtuosin im Bett sein musste, aber mein Mann war von einem Tag auf den anderen von ihr so eingenommen, dass er zu Hause schnell das Handtuch warf. Er kam schließlich nur noch zum Wäschewechseln, und irgendwann war auch das vorbei. Als ich ihn zu einer Entscheidung zwingen wollte, weil ich mit dem augenblicklichen Zustand nicht mehr leben wollte, hat er mich ausgelacht. »Die Entscheidung?«, sagte er grinsend. »Die Entscheidung ist doch schon längst gefallen. Du wirst in den nächsten Tagen die Scheidungspapiere bekommen. Tja, so ist das nun mal mit dem Schicksal.«

Sein Anwalt hat mir die Papiere tatsächlich geschickt. Es enthielt eine akzeptable finanzielle Regelung, und da seine Liebe zu mir dahin war, habe ich zugestimmt. Tja, Mrs. Blake, was soll ich Ihnen viel dazu sagen? Sie kennen ja die Scheidungsraten hierzulande. Wenn die finanzielle Seite stimmt, kann man nichts Klügeres tun, als keinen Ärger zu machen.

Ich hätte das alles auf die ziemlich leichte Schulter ge-

nommen, wenn da nicht unser Sohn Robbie wäre, den ich bisher nur am Rande erwähnt habe. Dabei spielt er bei allen meinen Problemen die Hauptrolle. Ich liebe ihn nämlich über alles, und er ist mein ganzer Stolz, auch wenn sich das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, ganz anders anhört.

Bei vielen meiner Patienten fällt mir immer wieder auf, welche Qualität sie entwickeln, wenn es darum geht, ihr eigenes Verhalten und die Umstände, unter denen sie leben, zu analysieren. Man kann das häufig schon an der Art und Präzision des Erzählten festmachen. Die Erkenntnisse, die zu diesen Analysen führen, setzen natürlich einen gewissen zeitlichen Abstand voraus. Wenn sie also zurückblicken und die Tatsachen auf den Prüfstand stellen, kommen sie schnell dahinter, wo der Hund begraben ist. So auch hier im Fall von Phyllis.

Schwierigkeiten, vor allem die aufgrund überzogener Moralvorstellungen, sind weiß Gott nichts Neues in unserem Beruf. Da muss man nicht erst den Islam mit seinen frauenverachtenden Vorschriften bemühen. Die beiden christlichen Konfessionen liefern massenweise Beispiele für das gleiche Unrecht. Das geschieht bei beiden allerdings mehr im Geheimen, was die Sache in meinen Augen noch unerträglicher macht.

Man darf nicht vergessen, dass die Christen noch vor wenigen hundert Jahren, vor allem vor der Aufklärung, dem radikalen Islam von heute in nichts nachstanden. Man den-